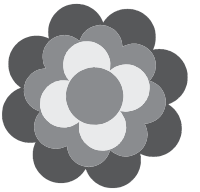
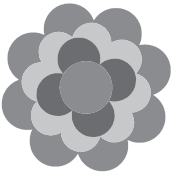
Boris Hänßler



Als wir zum SURFEN noch ans MEER gefahren sind

Unser Leben vor dem Internet



Kiepenheuer
& Witsch

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C083411
FSC
www.fsc.org

Verlag Kiepenheuer & Witsch, FSC® N001512

1. Auflage 2016

© 2016, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln
Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (durch Fotografie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlaggestaltung: Sabine Kwauka
Umschlagmotiv: © Heike Riemer/Süddeutsche Zeitung Photo
Gesetzt aus der Apollo und der Cooper Black
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-462-04874-2

Einleitung

Es begann mit einem Song auf Spotify.

Ich spülte gerade Geschirr und wählte die dazu passende Playlist »Gute-Laune-Songs«. Eins der Lieder war der Sommerhit *All Summer Long* von Kid Rock.

> *Wir tollten auf einer Sandbank herum, redeten am Lagerfeuer über die einfachen Dinge im Leben. Wir hatten kein Internet. Ich werde nie vergessen, wie das Mondlicht auf ihr Haar schien.*

Kid Rock ist ungefähr so alt wie ich, und ich wurde wehmütig, als ich den Text sang. In mir kamen Bilder hoch: wie wir am Badesee gelegen und uns am späten Abend entspannt um ein Lagerfeuer versammelt hatten. Doch irgendetwas an den Erinnerungen kam mir seltsam vor. Ich überlegte und überlegte, und plötzlich fiel mir der Grund ein. Wir hatten stundenlang herumgelegen, ohne dass ein Junge oder ein Mädchen zu einem Smartphone gegriffen hätte.

Es war die Prä-Internet-Ära. Wir waren unter uns, und was wir taten, blieb unter uns.

Von jener Zeit handelt dieses Buch.

Als ich das erste Mal ins Internet ging, war ich Anfang zwanzig. Damals blinkten mich vor allem bunte Schriften auf chaotischen Homepages an, weil die Datenübertragung für Bilder und Videos zu langsam war. Die Homepage war wie eine Fortsetzung von Videotext. Der Unterschied war, dass jeder, der Lust dazu hatte, eine Internetseite gestalten und ins Netz stellen konnte.

Nach und nach tauchten Fotos und Videos im Internet auf. Nachrichtenportale kamen, Blogs, Onlineshops und soziale Netzwerke, schließlich Smartphones und Tablets. Das Netz wurde mit jedem dieser Schritte interessanter, und ich verbrachte immer mehr Arbeitszeit und Freizeit online.

Ich möchte das Internet nicht missen, weil es unglaublich viel erleichtert hat. Ein kleines Beispiel: Der Fußballtrainer meiner Kinder kann über WhatsApp kurzfristig alle Eltern darüber informieren, dass ein geplantes Spiel wegen starken Regens ausfällt. Früher brauchten wir Telefonketten. Die Eltern telefonierten sich gegenseitig ab und falls dabei jemand ausgelassen wurde, was gelegentlich vorkam, stand er auf einem leeren, matschigen Bolzplatz.

Das Netz bietet uns Konsumenten eine riesige Auswahl, wir können Kritik an Produkten und Unternehmen äußern, wir können auf Twitter eine Bewegung initiieren, die in der Politik und in den Medien schneller Gehör findet als Straßendemos. Im Internet entde-

cke ich Musik, Bücher und Filme, zu denen ich früher keinen Zugang hatte. Wenn ich Sport machen oder etwas unternehmen möchte, finde ich Gleichgesinnte – ich finde Joggingstrecken, Wanderwege, Restaurants und Urlaubsziele, auf die ich nie gekommen wäre. Ich kann mich in Onlinespielen mit anderen Leuten messen, in einen Avatar schlüpfen, witzige Videos angucken und Blogs und Magazine zu allen erdenklichen Themen lesen. Und ich treffe Bekannte wieder, die aus meinem Leben verschwunden waren.

Aber das Netz hat auch eine irreale Seite.

Schon vor dem Internet habe ich viel Zeit am Computer verbracht, zum Beispiel mit Adventure Games wie *King's Quest*. Dieses Spiel bekam ich zu Weihnachten geschenkt und ich zog mich an den folgenden Tagen in mein Zimmer zurück. Dort erlebte ich sagenhafte Abenteuer in Gestalt des Sir Graham, der im Auftrag eines Königs drei verlorene magische Schätze suchen musste, um das Königreich vor dem sonst sicheren Untergang zu bewahren. Alle Gefahren meisterte ich im Alleingang.

Aber ehrlich gesagt weiß ich nichts mehr darüber. Ich kenne den Namen des Spiels noch, ja, und ich sehe mich am Computer sitzen, aber wenn ich es nicht nachgeguckt hätte, wäre ich nicht in der Lage gewesen, auch nur einen Satz zur Handlung zu schreiben. All diese Stunden am Computer, die Spaß machten – ich habe sie fast vergessen.

In diesem Buch werden Sie deshalb solche Episoden aus meinem Leben nicht finden. Sie werden lesen, wie ich in Telefonzellen um Worte rang, mit Freunden

bei Regen auf einem Berg fror, in einem Bunker nach alten Kriegern suchte, mit VHS-Kassetten Gefechte austrug und in Portugal fast von Hunden zerfleischt wurde.

Ich erinnere mich an Gespräche mit Freunden und Bekannten – hitzige Gespräche, liebevolle, unterhaltsame und tiefsinnige. Viele alte Briefe habe ich aufgehoben, alte E-Mails hingegen gelöscht.

Warum ist das so?

Erinnerungen sind an Gegenstände und Orte gebunden – und das Netz ist kein Ort.

Der amerikanische Psychoanalytiker James Hollis schreibt, damit wir glücklich und erwachsen werden, müssen wir uns das Leben wie eine Schifffahrt auf einem Meer vorstellen. Wir reisen mit Abenteuerlust in unbekannte Welten, in denen wir weder die Strömungen kennen, noch die Lebewesen, die in den Tiefen unter uns weilen. Vielleicht stoßen wir auf Neuland, vielleicht kommt ein Sturm auf, der eine gewaltige Welle auf uns wirft, vielleicht sterben wir. Mit dieser Gefahr und mit dieser Unsicherheit müssen wir leben. Jede Herausforderung, die wir meistern, stärkt uns. Bleiben wir in der sicheren Nähe eines Ufers, bleiben wir Kinder. Wir behalten alles unter Kontrolle und verlassen uns auf andere, die uns zur Not retten.

Das Netz erlaubt mir scheinbar diese Kontrolle. Wenn ich Fragen habe, googele ich. Wenn ich unangenehme Nachrichten zu verkünden habe, schreibe ich E-Mails. Wenn ich eine unbequeme Meinung äußere, bleibe ich lieber anonym. Wenn ich verreise, plane ich die Route

durch, und wenn ich etwas kaufe, versichere ich mich, dass möglichst viele Kunden das Produkt getestet haben und gut finden.

Natürlich gibt es im Netz unangenehme Konfrontationen, aber seltsamerweise wachse ich an ihnen ebenso wenig wie an den Abenteuern in Computerspielen. Einen Baum zu erklimmen, hört sich banal an, aber es befriedigt Kinder mehr als zwanzig gefährliche Monster am Bildschirm zu erledigen – obwohl auch das Geschick fordert. Es ist ein anderes Gefühl. Das ganze Leben ohne Internet war ein anderes Gefühl.

Die Geschichten in diesem Buch sollen dieses Lebensgefühl noch einmal aufleben lassen. Es ist Zeit, noch einmal darüber nachzudenken, was wir davon bewahren möchten und was wir getrost in das Reich der Geschichte verbannen dürfen.

Statt ein klassisches Sachbuch zu schreiben, habe ich mich für einen erzählerischen Ansatz entschieden. Dazu habe ich Gespräche geführt und recherchiert, meine Erinnerungen durchwühlt und versucht, all dies zu einem authentischen Bild unseres Lebens – meines Lebens – vor dem Internet zusammenzustellen.

Bei den persönlichen Erinnerungen habe ich mir viele Freiheiten erlaubt. Es gibt zwar in meinem Umfeld Menschen, die so heißen wie in diesem Buch, aber dennoch handelt es sich hier um Mischfiguren aus verschiedenen echten Freunden. Ich habe bei den Anekdoten Chronologie und Orte der Ereignisse verändert, damit die Erzählungen in sich stimmig sind. Die Erinnerungen habe ich mit Fantasie ausgeschmückt und einige Dialoge zuge-

spitzt – doch die Geschichten haben einen autobiografischen Kern.

Das Buch erhebt also keine wissenschaftlichen Ansprüche. Es ist eine erzählerische Reflexion über die alltäglichen Veränderungen, die mit dem Internet über mich hereingebrochen sind.

Am besten vergleichen Sie dieses Buch mit einem kubistischen Gemälde.

Der Kubismus kam zu Beginn des 20. Jahrhunderts auf. Die Maler des Kubismus, zum Beispiel Pablo Picasso und Georges Braque, waren der Ansicht, dass es Unsinn ist, zum Beispiel einen Stuhl einfach abzumalen, als wäre das Gemälde ein Foto. Damals gab es schon Fotografie, und die konnte das besser. Nein, ein Gemälde sollte nicht den Stuhl, sondern die Idee des Stuhls darstellen.

Ich hole ein bisschen weiter aus. In den Neunzigern arbeitete ich in einer Behörde des Umweltschutzes. Einmal die Woche fuhr ich mit einem Fahrer dieser Behörde zu verschiedenen Luftmessstationen. Damals hatten wir kein Internet, wir mussten daher die Messdaten vor Ort ablesen und notieren. Auf dem Rückweg einer dieser Fahrten hielt mein Fahrer plötzlich an und sagte, er kenne hier ein Museum für Stuhldesign. Ob wir das nicht besuchen wollen?

(Vermutlich werden Sie sich jetzt fragen, was ein Museumsbesuch mit der Arbeit einer Umweltbehörde zu tun hat? Selbstverständlich nichts. So eine dumme Frage können Sie nur stellen, wenn Sie nicht bei einer Behörde arbeiten.)

Die Designobjekte sahen unterschiedlich aus – alter-

tümliche, schwere Eichenstühle, leichte minimalistische Aluminiumstühle. Aber sie alle waren Stühle, und wir erkannten das sofort. Wenn wir einen Stuhl sehen, wissen wir, wofür er gut ist: Wir sehen nicht nur eine Fläche und drei oder vier Beine. Nein, wir wissen umgehend, was wir damit machen können, nämlich uns setzen. Selbst wenn wir den Stuhl nur von einer Seite sehen, haben wir eine Vorstellung davon, wie der Stuhl von hinten, von oben und unten aussieht, wie schwer er ist und wie er sich anfühlt.

Die Kubisten sagten deshalb, um die Idee eines Stuhles zu malen, müssen wir den Stuhl aus unterschiedlichen Perspektiven malen und auch die Idee des Sitzens einbringen – und zwar alles in ein Gemälde. So entsteht kein fotografisches, sondern ein geistiges Abbild des Stuhles, eine Art Collage. Dieses Buch ist so eine Collage.

Also schnallen Sie sich an. Denn ich nehme Sie im ersten Kapitel gleich mit auf eine Autofahrt. Ohne GPS.

1

Mit dem WAGEN durch NIMMERLAND

Bei Autofahrten benutze ich ein Android-Smartphone und die Navigationssoftware Google Maps. Seither habe ich verlernt, wie ich von A nach B komme, ohne dass mir eine nüchterne Stimme in abgehacktem Deutsch Anweisungen gibt – als wäre die Sprecherin meine Chefin.

»Ich muss mal in den Supermarkt«, sage ich oft und klemme das Smartphone in eine Halterung, die per Saugknopf an der Windschutzscheibe klebt, damit mich Googles elektronische Assistentin sicher auf den 500 Meter entfernten Parkplatz des Marktes geleitet. Es ist eine Damenstimme, dabei habe ich kürzlich gelesen, dass sich Männer hinter dem Lenkrad nicht gerne von einer Frau sagen lassen, wie sie zu fahren haben. Clifford Nass, ein Soziologe der Universität Stanford, fand 2013 Folgendes heraus: »Weibliche Stimmen wirken – im Durchschnitt – weniger intelligent als männliche.« Anscheinend ist diese Skepsis inzwischen der Erkenntnis gewichen, dass eine weibliche Roboterstimme allemal

besser ist als endlos im Kreis zu fahren, weil wir Männer verlernt haben, auf Schilder zu achten oder uns kompliziertere Strecken zu merken als die von der Couch zum Kühlschrank und wieder zurück.

Als ich das Smartphone erstmals als Navi nutzte, stand ich zudem vor der Frage, wo ich das Ding im Auto überhaupt ablegen soll. Ich hatte noch keine Halterung, also legte ich es auf die Einbuchtung, die Autohersteller neben dem Lenkrad über dem Radio in die Kunststoffarmatur eingebaut haben und scherzhaft als Ablagefläche bezeichnen. Nur Gott weiß, was man dort ablegen kann. Das meiste fällt herunter, sobald man über einen Gullydeckel fährt.

Ich versuchte, am unteren Rand dieser circa fünf Millimeter tiefen Delle das Smartphone so auszubalancieren, dass es zumindest beim Fahrtantritt liegen blieb. Beim ersten Bremsmanöver auf der Autobahn rutschte es freilich bereits über die Kante und fiel in die Spalte zwischen Gangschaltung und Beifahrersitz, die übrigens exakt die Breite eines Smartphones hatte. Von dort unten gab das Gerät dumpfe, unverständliche Navigationsbefehle von sich, als hätte es einen Helm auf.

Während ich mit 130 Kilometern pro Stunde über die Autobahn fuhr, musste ich es fertigbringen, das Smartphone unter dem Beifahrersitz hervorzufingern. Dazu beugte ich den Oberkörper um 45 Grad nach rechts, hielt mich mit der linken Hand am Lenkrad fest, um nicht wie ein Sack Mehl umzukippen. Mein linkes Auge guckte gerade noch über die Armatur hinweg, sodass ich eine nahende Leitplanke zumindest ein paar Sekunden vor

dem Aufprall erkennen und den heiligen Christophorus hätte verfluchen können.

Die rechte Hand streckte ich aus und wühlte zwischen dem Müll, der in der vergangenen Dekade unter dem Sitz gelandet war: ein Pappbecher, eine D-Mark-Münze und eine zerfädelte Musikkassette. Da ich nichts fand, was sich wie ein Smartphone anfühlte, steckte ich den Kopf fast unter den Beifahrersitz, sodass meine Haare abstanden und den Filzboden streiften. Ich fingerte mit beiden Händen das blöde Ding hervor, das mir nun frech erklärte, dass es eine neue Routenberechnung vorzunehmen gedachte.

Inzwischen war mein Auto wirklich in Richtung Leitplanke unterwegs, hinter der sich eine Talidylle mit Bächlein und Fachwerkmühle erstreckte. Beim Aufbeugen stieß ich mit dem Kopf gegen das Lenkrad, was mich Gott sei Dank wieder auf die richtige Spur brachte. Im Rückspiegel starrten mich zwei Beamte der Autobahnpolizei fassungslos an, so schockiert, dass sie vergaßen, das Blaulicht einzuschalten. »Was denn?«, rief ich. »Ihr seid so Eighties!«

In der Zeit vor dem Internet war das Autofahren nicht unbedingt einfacher. Damals nannten wir Navigationsgeräte »Beifahrer« und statt virtueller Karten gab es Falk-Stadtpläne. Namensgeber dieser Erfindung war der deutsche Kartograf Gerhard Falk. Die Legende besagt, dass Falk vergeblich versuchte, sich in einem vom Krieg zerstörten Hamburg zurechtzufinden und sich dabei über seinen unhandlichen Stadtplan ärgerte. Dabei kamen ihm zwei geniale Ideen: Machen wir ihn noch un-

handlicher und sollen sich doch andere Menschen künftig noch mehr ärgern als ich.

So meldete Falk 1948 beim Patentamt seine neue Falttechnik an, die es dem Benutzer (altdeutsches Wort für »User«) erlaubte, in dem Plan wie in einem Buch zu blättern. Das Problem war, dass die Technik niemand kapierte.

Junge Menschen, die solche patentierten Pläne nicht kennen – obwohl es sie noch gibt – denken womöglich, dass man auf einen Falkplan schaut und sich alles von selbst erklärt. Aber wer sich nach einem natürlichen Leben wie dem der Amish People sehnt und deshalb fortan im Auto auf alle Technik, abgesehen vom Motor und der Blinkeranlage, verzichten möchte, sollte einen Faltplankurs absolvieren, ehe er zu einem wichtigen Termin losfährt.

Vom Navigationsgerät zu einem Faltplan zurückzukehren ist wie vom Rasierapparat zum Rasiermesser umzusteigen. Laien glauben, mit dem Messer schabt man sich fix die Bartstoppeln ab. Nein, es handelt sich um ein komplexes, altes Handwerk, das Männer wahrscheinlich erstmals in der Eisenzeit mit ihren Schwertern entwickelten, um einem Mammut das Fell abzuziehen.

Um also vom Apparat auf Klinge umzusteigen, sollte man ein scharf geschliffenes Rasiermesser kaufen. »Am besten gehst du in ein Fachgeschäft, um zu fühlen, wie es in der Hand liegt«, erklärte mir mein Friseur kürzlich. »Vor der Rasur musst du es auf einem Schweineleder-Schleifriemen abziehen. Den Schaum solltest du warm mit einem Rasierpinsel aus Dachshaar aufschlagen. Er

muss zweieinhalb Minuten im Gesicht einwirken, danach lässt du das Messer in einem Winkel von exakt 35 Grad über die Wange gleiten. Es kann drei Monate dauern, bis du diese Technik ohne Blutverlust beherrschst.«

Beim Faltplan kann es sein, dass Sie die Technik nie beherrschen.

Ich erinnere mich an eine Fahrt mit meinem Beifahrer Alex, einem Freund von mir. Wir wollten von unserem süddeutschen Heimatort aus mehr als 300 Kilometer nach Köln fahren, um uns ein Konzert der britischen Band The Levellers anzuschauen. Alex war für die Interpretation der Karte zuständig, weshalb er, als wir uns Köln bereits näherten, im alphabetischen Verzeichnis den Straßennamen unseres Ziels suchte. Dort stand neben dem Namen die Abkürzung »B12«. Das war kein Kampfflugzeug, sondern es handelte sich um Koordinaten, die auf eine quadratische, kleine Fläche auf dem Plan verwiesen. Oben in der Leiste musste Alex bei »B« gucken, dann zwölf Felder runter gehen.

Die Zwölf war nicht auf der Seite, die Alex bereits aufgeschlagen hatte. Er erinnerte sich an Gerhard Falks Vision, den Plan wie ein Buch zu öffnen, und faltete los.

Ritsch.

»Oh«, sagte er und faltete zurück.

Zu Alex' Verteidigung: Es war November und schon früh dunkel draußen. Er drehte den Plan hin und her.

»Hmm«, sagte er.

Ritsch.

Die Geschäftsidee von Gerhard Falk war, Leute die Fahrpläne bei jeder Fahrt zerreißen zu lassen, damit sie

sich, sobald sie in einer Stadt ankommen, einen neuen besorgen.

»Wann müssen wir runter?«, fragte ich und meinte die Autobahn. Wir waren auf einem dieser Kölner Ringe, welche die Kölner Verwaltung angelegt hatte, um Düsseldorfer kirre zu machen und weitläufig an der Kölner Innenstadt vorbeizulenken.

Alex ritschte weiter.

»So, ich glaub' ich hab's«, sagte er mit Erleichterung in der Stimme. »Wahrscheinlich funktionieren Faltpläne wie Pakete. Man muss sie aufritschen, um den Inhalt zu sehen.« Wir hatten den Plan extra für diese Fahrt neu gekauft.

Nach ein paar Sekunden sagte Alex: »Ich sehe nichts.« Er schaltete das Innenlicht unter dem Rückspiegel an.

»Ey! Lass es aus«, rief ich entsetzt, als ich statt der Straße meine grimmige Miene in der Frontscheibe sah. Ich knipste das Licht aus.

»Kannst du mir sagen, wie ich das ohne Licht lesen soll?«, sagte Alex laut.

Im Gegensatz zu Navigationsgeräten und Smartphones fehlte früheren Stadtplänen die Eigenbeleuchtung. Deshalb versuchte Alex den Plan im Licht der regelmäßig auftauchenden Straßenlaternen zu lesen. Ich schielte mit Sorge zu ihm rüber. Er schaute auf den Plan, auf ein nahendes Hinweisschild, auf den Plan, auf das Schild, Plan, Schild.

Als das Schild und die anschließende Abfahrt neben ihm vorbeirasten, sagte er. »Da hätten wir womöglich runtergemusst!«

Wir passierten eine weitere Ausfahrt, als er sagte: »Ehrlich gesagt, ich habe keine Ahnung, wo wir runter müssen!«

»Wozu haben wir die blöde Karte gekauft?«, sagte ich gereizt.

»Das ist ein Scheiß-Plan!«, sagte Alex.

»Du kannst ihn einfach nicht lesen!«, schrie ich.

»Dann guck doch selber nach, du Arsch!«, schrie er.

Er warf den Plan auf den Boden. Da der Plan dabei keinen Lärm machte, hob Alex ihn auf und schmiss ihn theatralisch gegen das Rückfenster.

»Vielleicht sollten wir jemanden fragen«, sagte ich und nahm die nächste Ausfahrt.

Wir fuhren durch eine Landschaft mit weitreichenden Mais- und Weizenfeldern, die durch Baumreihen getrennt waren, damit der eine Bauer beim anderen nicht abgucken konnte. Nach einer Weile entdeckten wir ein Parkplatzschild, das auf einen Feldweg verwies. Dort bogen wir ab und fuhren am Rand eines Walds entlang.

Wir überquerten eine alte Brücke, die über einen kleinen Bach führte. Da weit und breit kein Parkplatz zu sehen war, hielten wir an.

»Gib her«, sagte ich, als ich den Motor abstellte. Alex nahm den Plan vom Rücksitz und reichte ihn mir. Während ich mir die Haare raufte und die Karte studierte, stieg er aus und sammelte Steine und einen Ast. Alex schmiss den Ast auf der einen Seite der Brücke in den Bach und versuchte ihn auf der anderen mit den Steinchen zu treffen.

Es war schon fast halb neun. In Köln stand wahr-

scheinlich die Vorband auf der Bühne und wir hatten nicht einmal Tickets. »Wird nicht ausverkauft sein«, hatte der Veranstalter am Telefon vor ein paar Tagen gesagt. Eine Vorbestellung sei unsinnig. Die Band war nicht sehr bekannt.

Ich schaute nervös auf die Karte, dann auf meine Armbanduhr, auf Alex, die Brücke und den Wald. Der Plan war sinnlos, weil ich nicht wusste, wo wir waren. Ich schaute in den Himmel, damit mir die Sterne oder die Götter den Weg wiesen.

»Auf der Karte gibt es in Autobahnnähe keinen Wald«, rief ich zu Alex. »Das schaffen wir nicht mehr.«

Ich stieg aus und wollte Alex einen Vortrag über seine miserablen Navigationskünste halten, aber seine Steinchenwürfe und der leise plätschernde Bach beruhigten mich ein wenig. Schweigend lehnte ich mich an das Geländer der Brücke und suchte den Wald nach Lebewesen ab, die sprechen konnten. Es war eigentlich nett hier: Stille, Wasser, Bäume, angenehme Luft.

Heute zeigen mir Navigationsgeräte nur eine abstrahierte Landschaft. Trotzdem neige ich inzwischen dazu, die Repräsentation der Landschaft auf dem Bildschirm häufiger anzustarren als das Original. Ich erinnere mich an eine Karikatur, die ich im Internet fand. Darauf waren zwei Männer zu sehen, die von einer Aussichtsplattform auf den Grand Canyon schauten. »Das ist ja fast so scharf wie auf meinem HD-Bildschirm«, sagte der eine.

Auf dem Navigationsbildschirm sehe ich keine Berge, keine Vögel, keinen Schnee und keine Fichten oder Tannen, dafür eine Menge wichtiger Zahlen zu Entfernun-

gen, Geschwindigkeiten und Fahrtzeiten, Infos zum Wetter, Sightseeing-Tipps und Stauwarnungen. Wenn Regentropfen gegen die Windschutzscheibe prallen, schalten manche Autofahrer die Scheibenwischer erst ein, wenn ihnen das Informationssystem bestätigt, dass es regnet.

Ist das Navi Teil eines modernen Infotainmentsystems, liest mir die Software zudem alle eingehenden Sofortnachrichten vor. Für die Umwelt da draußen habe ich keine Zeit. Auch nicht für das Lenkrad und den Gegenverkehr.

Künftig nehmen uns Software und Sensorik deshalb hoffentlich die Bremsmanöver ab. Der Deutsche Kraftfahrzeug-Überwachungs-Verein (DEKRA) hat in einer Studie gezeigt, dass rund drei Prozent der Autofahrer während der Fahrt das Smartphone ständig benutzen. Damit wäre das Smartphone für etwa so viele Unfälle verantwortlich wie Alkohol. Forschungen zeigen zudem, dass ein Autofahrer, der am Steuer telefoniert, so gemächlich reagiert, als hätte er 0,8 Promille Alkohol im Blut. Schreibt er eine Textnachricht, reagiert er wie mit 1,1 Promille. Das entspräche ungefähr zwei bis drei Litern Bier. Selbst ein kurzer Blick auf das Display kann dramatische Folgen haben. Bei Tempo 50 legt ein Auto in zwei Sekunden etwa 30 Meter zurück. Während ich einmal kurz gucke, wer mir eine Nachricht geschickt hat, habe ich knapp ein Fußballfeld längs überquert.

Das Schlimme ist: Selbst nachdem ich das Smartphone zurück auf den Beifahrersitz geschmissen habe, dauert es einige Sekunden, bis sich mein Gehirn wieder im Fahr-

modus befindet und auf die Straße konzentrieren kann. Ich fahre sozusagen in einer Art Trance weiter – mit glasigen Augen, irrem Lächeln und abstehenden Haaren. Wer Realityshows im Privatfernsehen schaut, kennt das Gefühl.

Falls Sie sich diesen Effekt abgewöhnen möchten, bitten Sie einen Freund, einen Golfball in die Hand zu nehmen. Er soll Sie eine Weile heimlich beobachten. Sobald Sie eine Textnachricht gelesen haben und aufblicken, wirft er den Ball aus fünf Meter Entfernung direkt auf Ihre Nase. Das wiederholt er so lange, bis die Neuronen in Ihrem Gehirn das Empfangen von Textnachrichten mit Nasenoperationen verknüpft haben.

Unser Gehirn kann das Smartphone nicht ignorieren. »Wenn es klingelt, reagieren wir wie in Zeiten, als wir Jäger und Sammler waren«, sagt David Strayer, der als Psychologe an der Universität Utah den Einfluss der Smartphone-Nutzung auf die Verkehrssicherheit erforscht. »Wir müssen dem Klingeln unsere gesamte Aufmerksamkeit schenken, als ginge es um unser Überleben.« Unser Gehirn reagiert instinktiv auf Signale, die Neuigkeiten ankündigen. Es spielt keine Rolle, ob die Neuigkeit eine Gefahr darstellt oder eine Belohnung. Unsere Vorfahren bewahrte der Reflex einerseits davor, von einem Löwen gefressen zu werden und half andererseits bei der Suche nach Beute.

Gehirnforscher haben in unserem Gehirn Bereiche ausfindig gemacht, die sie als Belohnungssystem bezeichnen. Sie sind aktiv, wenn wir Sex haben oder Essen zu uns nehmen, also unser Überleben und das un-

serer Gene sicherstellen. Unser Körper produziert dann vermehrt das »Glückshormon« Dopamin. Drogen wie Kokain aktivieren dasselbe System und auch Computer und Smartphones sprechen es an. Es ist ein erregendes Gefühl, eine Webseite zu öffnen, ein Bild zu vergrößern oder eine Nachricht zu erhalten, selbst wenn der Inhalt nichts mit Pornografie zu tun hat.

Natürlich waren Fahrer früher ebenfalls abgelenkt, insbesondere wenn sie allein unterwegs waren. Sie legten ihre Faltpläne auf das Lenkrad und versuchten Straßennamen mit Hinweisschildern zu vergleichen, während sie Slalom um kriechende Autos mit Wohnwagen fuhren. Es gab aber einen Unterschied: Im Gehirn war das Langeweilesystem aktiviert. Statt erregt auf eine gute Nachricht zu warten, waren wir zufrieden, wenn die Fahrt ereignislos war. Das war ein gutes Zeichen dafür, dass wir uns nicht verfahren hatten.

Doch für Smartphone-User gibt es Hoffnung: In ferner Zukunft fahren unsere Autos allein, ob mit oder ohne uns. Wir können sie sogar zur Oma schicken, damit sie unser Geburtstagsgeschenk abholen. Falls wir selbst irgendwohin müssen – was in meiner Zukunftsversion unwahrscheinlich ist –, schenkt uns die Robotertechnik während der Fahrt die Zeit, Muße und Langeweile der Achtzigerjahre zurück. Mehr noch: Wir werden uns zurücklehnen, die Berge und Täler bestaunen oder gute Bücher genießen.

Glauben Sie das wirklich? Dann träumen Sie weiter!

Auf eines können Sie sich getrost verlassen: Eine Technik, die unser Leben erleichtern soll, bewirkt er-

fahrungsgemäß das Gegenteil, nämlich Stress! Die Industrie wird das Auto in ein 24-Stunden-Entertainment-Kommunikations-Shopping-Office ausbauen, in dem Sie ringsum von Augmented-Reality-Scheiben umgeben sind – eine Technik, die das Glas in eine Kombination aus Fenster und Bildschirm umwandelt, sodass Sie gleichzeitig durchgucken und eingeblendete Informationen ablesen können. Das bedeutet, dass die Software Ihnen ständig Sachen erklärt, die Sie früher wussten. Ein Pfeil erscheint, zeigt auf ein Objekt am Straßenrand und blendet folgende Information ein: »Das ist ein Baum.«

Ab und zu erscheinen Sightseeing-Hinweise: »Wir fahren an einer historischen Ritterburg vorbei.« In solchen Momenten blendet die Software auf dem Fensterbildschirm ein Foto der Burg ein, das die echte Burg überdeckt. Aber das macht nichts, denn das Foto können wir im Gegensatz zur echten Burg im Netz teilen. So verplempern wir keine Zeit – wir fahren, lernen und teilen.

Vielleicht bilde ich es mir ein, aber mir scheint, als hätten wir in der Prä-Internet-Zeit für Autofahrten und spontane Entdeckungspausen mehr Zeit übrig gehabt. Fragte mich meine Familie, wann ich zu Besuch eintreffe, sagte ich früher: »So ungefähr zur Kaffeezeit.« Heute starre ich auf einen Bildschirm und sage: »In einer Stunde, 44 Minuten und 23 Sekunden.«

Unser Gefühl für Raum und Zeit hat sich durch das Internet verändert. Solche Umbrüche hat es in der Geschichte zwar häufig gegeben. Als die Menschen zum Beispiel lernten, geografische Karten zu benutzen, be-

gannen sie, den Raum um sich wie auf einer Karte – also abstrakt – wahrzunehmen. Sie ordneten Orte nach ihrer Lage auf der Karte ein, nicht mehr nach einer gefühlten räumlichen Richtung. Das Reisen jedoch war mit Strapazen verbunden. Man war Wind und Wetter ausgeliefert. Die Menschen hatten deshalb noch immer ein Gespür für Entfernungen.

Weite Reisen dauerten etwa im Mittelalter Wochen oder Monate. Viele Überlandstraßen waren nicht einmal für Wagen oder Kutschen geeignet. Die Leute mussten zu Fuß oder auf dem Pferd reisen. Im Winter ging es tagelang überhaupt nicht weiter, bei Regen waren die Wege verschlammt. Es gab wenige Herbergen, und zwischen Ortschaften und Höfen mussten die Leute mit Räubern rechnen. Als Graf Philipp von Katzenelnbogen im Jahr 1433 eine Orientfahrt unternahm, brauchte er von Darmstadt bis Alexandria rund zwei Monate – so steht es auf einer Webseite des Instituts für Geschichtliche Landeskunde an der Universität Mainz.

Eisenbahnen und schließlich Autos machten das Überlandreisen bequemer und schneller. Karten brauchten wir allerdings nach wie vor. Wir wussten, in welche Himmelsrichtung wir fahren, um an einen Ort zu gelangen (manche Leute dachten kartengemäß, sie fahren nach oben oder unten). Mit Internet und GPS müssen wir nicht einmal mehr Karten lesen können. Künftige Generationen lernen das wahrscheinlich weiterhin in der Schule, doch im Grunde genommen kann es ihnen schnurzpiepe sein, ob Hamburg im Norden oder Süden liegt. Das Navi bringt sie ohne dieses Wissen hin.

»Komm schon«, sagte ich zu Alex. Wir stiegen ins Auto ein und fuhren zu dem ausgeschilderten Parkplatz, der nach einigen Minuten links vom Weg abging. Der Weg ging noch weiter, aber wir hofften auf dem Parkplatz eine Karte zu finden. Am Rande des Platzes stand nur eine dieser überdachten Marienstatuen, in denen rund um die Uhr Kerzen brennen, obwohl mir schleierhaft ist, wer sie anzündet – vielleicht Maria selbst.

Abgesehen von Maria waren wir allein und auf uns gestellt. Ein Gefühl, das ich heute nicht mehr kenne, wenn ich mit dem Auto unterwegs bin. Was hätten wir bei einer Panne getan? Ich habe keine Ahnung, was wir uns damals dabei gedacht haben, durch Wälder zu fahren, in denen es keine Telefonzellen gab.

Sobald ich heute in der Pampa mit dem Auto über ein Nagelbrett fahre, das Heranwachsende aus Jux mit dem Traktor auf die Landstraße geschleppt haben, kann ich den Pannendienst anrufen und im warmen Auto sitzen bleiben, bis er kommt. Moderne Autos mit Fahrinformationssystemen schicken sogar automatisch meine GPS-Position mit.

Streng genommen schicken sie die GPS-Position auch, wenn ich keine Panne habe.

Bei modernen Autos sitzen Servicemitarbeiter vor einem kinoleinwandgroßen Bildschirm, auf dem eine Deutschlandkarte abgebildet ist. Für jeden Fahrer existiert darauf ein kleiner, beweglicher Punkt. Harry Potter hatte so eine Karte, die mittels Magie funktionierte. Sie zeigte ihm an, wo sich in der Magierschule Hogwarth sämtliche Schüler und Lehrer gerade aufhielten. Nur dass

in den Servicezentren neben unserem Namen noch Alter, Adresse, Hobbys und die Einkaufshistorie von amazon hinterlegt ist. So stelle ich mir das zumindest vor.

Die Servicemitarbeiter finden ihre Arbeit womöglich unterhaltsam. »Ah, schau mal, der Herr Hänßler fährt schon wieder zu McDonald's. Hat er sich vergangene Woche nicht Joggingschuhe bestellt? Wird wohl nichts mit Abspecken. Weißt du was, den bestellen wir mal zur Wartung ein. Dann muss er ein paar Tage mit dem Fahrrad fahren.« Schon erscheint auf meinem Bildschirm im Auto eine Meldung, ich müsse in die Werkstatt. Die Menschen, die unsere Daten sammeln und uns rund um die Uhr überwachen, sind nämlich unsere Freunde.

Auf dem Parkplatz stellte ich den Motor ab, ließ aber die Scheinwerfer an. Wir entdeckten ein paar Holzschilder mit kryptischen Bezeichnungen wie »E13« und wollten schon auf dem Falkplan das entsprechende Kästchen suchen, als uns aufging, dass es sich um Wanderstrecken handelte. Doch die halfen uns nicht: Wir hatten immer noch nicht die geringste Ahnung, wo wir waren.

»Sollen wir wandern gehen?«, fragte Alex und grinste dämlich.

»Mit deinen Fähigkeiten würden wir den Weg zum Auto nicht zurückfinden«, sagte ich

»Es war deine idiotische Idee, von der Autobahn runterzufahren«, sagte Alex.

Ich antwortete nicht, sondern schaltete den Motor und das Radio ein. Der Sprecher sagte gerade: »… und jetzt noch ein Hinweis. Herr Stamm aus Karlsruhe-Durlach mit dem amtlichen Kennzeichen KA-SC-457, unter-

wegs in Richtung Flensburg, wird dringend gebeten, seine Mutter anzurufen.«

Als ich das hörte, musste ich lachen, weil ich mir vorstellte, wie Herr Stamm auf die nächste Raststätte raste, ein paar Münzen in eine Telefonanlage warf und seine Mutter ihm erklärte: »Sohn, du hast für deine Reise schon wieder keine Wechselwäsche eingepackt.«

»Da kommt jemand«, rief Alex plötzlich und zeigte auf Scheinwerfer, die den Waldweg aus der Gegenrichtung entlangleuchteten, aus der wir gekommen waren. Ohne zu zögern nahmen wir die Verfolgung auf.

Als wir das Auto eingeholt hatten, schaltete ich das Fernlicht abwechselnd ein und aus, während Alex zwischen meinen Armen hindurch auf die Hupe drückte. Beinahe hätte ich vor Schreck den Wagen gegen einen Baum gelenkt. »Mann! Du bringst mich um«, rief ich und schubste seinen Arm vom Lenkrad weg.

Das Auto vor uns fuhr jetzt noch schneller. »Du hast es erschreckt«, rief ich und gab Gas. Als wir erneut aufholten, schaltete Alex das Warnblinklicht ein, kurbelte das Fenster herunter und brüllte »Halt« und »Hilfe«, so als wären wir diejenigen, die von zwei Verrückten verfolgt wurden.

Das Auto vor uns hielt an. Aber der Motor brummte weiter, und niemand stieg aus.

Alex öffnete die Tür und hob die Hände hoch wie im Wilden Westen. Er ging ein paar Schritte nach vorne und plötzlich öffnete sich dort die Tür auf der rechten Seite. Offenbar hatte die Frau, die ausstieg, gesehen, dass Alex verzweifelt und nicht serienmördermäßig drauf war.

Die Fahrerin vorne stieg nun aus, genau wie ich. So standen wir uns gegenüber wie bei einer Geldübergabe, zwei gegen zwei.

Die Frauen waren ungefähr in unserem Alter – so 19 oder 20. Die Fahrerin hatte lange hellbraune Haare, die sie so zurechtgeföhnt hatte, dass sie den Kopf umrahmten wie die Mähne einen Löwen. Vom Rücklicht des Autos beleuchtet sah sie mit ihrer glänzenden ledernen Steppjacke, verwaschenen Jeans und silbernen Ohrringen aus wie Pia Zadora auf der Tanzfläche. Bei ihrer Freundin waren einige Strähnen im Haar blau gefärbt, und sie standen in alle Richtungen ab. Unter der offenen Jeansjacke baumelte ein bläulich-gläsernes Kreuz vor einem weißen T-Shirt. Uns trafen eiskalte Blicke, wie die von Michelle Pfeiffer in dem Film *Scarface*.

»Wir haben uns verfahren«, sagte ich in das Schweigen hinein. »Wir wollten in Köln ein Konzert besuchen, aber wir haben nur den Faltplan.«

Als würde das alles erklären.

»Ach so«, sagte die Fahrerin.

Die Muskeln aller Anwesenden entspannten sich.

»Wo wollt ihr denn genau hin?«

»Zum Levellers-Konzert«, sagte ich und nannte den genauen Ort. Wie sich herausstellte waren die Frauen aus einem nahen Dorf, und sie wollten über die Abkürzung durch den Wald auf die Autobahn und dann nach Köln in eine Diskothek. Aber unsere Zieladresse sagte ihnen nichts.

Wir breiteten auf meinem Autodach den Faltplan aus. Das gemeinsame Studieren hatte etwas Verbindendes; es

war eine erotische Erfahrung, gemeinsam mit den Fingern über die Karte zu streicheln, innig vereint in dem Hass auf rote, blaue, gelbe und grüne Linien und Punkte, die sich in Falten brachen und ins Nirgendwo führten.

Der Zauber währte nicht lange und plötzlich kam der Satz, den alle Falkplanfahrer kannten: »Da seid ihr völlig falsch.«

Alex schaute auf seine Uhr und sagte: »In zehn Minuten müssen wir da sein, wenn wir den Anfang nicht verpassen wollen.«

Die Fahrerin erklärte, wie weit wir von unserem Ziel entfernt waren, zeigte auf der Karte die einzuschlagende Route und ergänzte: »Das schafft ihr nicht mehr.«

Alex und ich glotzten uns an, als würden wir uns gleich an die Gurgel springen. Aber bevor wir handeln konnten, bildeten sich um die Augen der Fahrerin kleine, fast unauffällige Lachfalten.

Sie sagte: »Wir wollten vor der Disko noch was essen gehen. Habt ihr nicht Lust, mitzukommen?«

Wir schauten uns erneut an. Die Wut verflog, wir starrten auf das Auto, auf die Frauen und schließlich auf den Faltplan. »Ja, das haben wir«, sagten Alex und ich im Duett, während ein leichter Windstoß den Plan auf den Boden wehte.

Wir stiegen ein, fuhren los, folgten dem Wagen der beiden Frauen und ließen den Plan liegen, wo er war.

2

Viele Grüße, bis NÄCHSTES JAHR

Mein Arbeitstag beginnt mit Facebook. Ich schaue, was es Neues gibt in meinem Freundeskreis und manchmal klicke ich auf »Freunde finden«, dann zeigt mir Facebook Personen an, die ich vielleicht kenne. Zu meiner Überraschung ist meine ehemalige Schulfreundin Tania dabei, die ich aus den Augen verloren habe, daher klicke ich fröhlich auf »Freundin hinzufügen«.

Die Arbeit ruft, aber dreißig Minuten später kehre ich zu Facebook zurück, um zu schauen, ob Tania und ich inzwischen befreundet sind. Nach weiteren fünfzehn Minuten schaue ich noch einmal. Und nach zehn. Schließlich ertappe ich mich dabei, wie ich eine Nachricht aufsetze mit der unsinnigen Frage, ob Tania meine Anfrage nicht gesehen habe.

Nun bin ich über mein Verhalten ehrlich entsetzt, denn ich komme mir wie Mark Zuckerberg vor – dem aus dem Film »Social Network«, der in der Schlussszene über Facebook eine Nachricht an die Frau schickt, in die er sich verliebt hat, um dann zweimal pro Sekunde auf

den Aktualisierungsbutton zu klicken. In meiner Kommunikation bin ich ebenfalls ein solcher Drängler geworden. Aber das überrascht mich nicht wirklich.

Früher ging der Schriftverkehr über die Post, heute kommt er mit einer Verzögerung von wenigen Millisekunden an. Außer, wenn man wie ich bei einem Billiganbieter seinen Mailaccount hat, dann kommen Mails manchmal nach drei Stunden an, weil der Anbieter Baustellen im E-Mail-Netzverkehr aufgestellt hat, auf denen Bauarbeiter rumstehen, Leberwurstbrote essen und dem stockenden Mailverkehr böse Blicke zuwerfen. Aber ansonsten rasen die Mails so schnell durch die Welt, dass unterwegs Sinn und Orthografie verloren gehen.

Erst gestern schrieb ich einen Forscher an, weil ich ihn zu einem Interview bewegen wollte. Er antwortete flugs: »Ich sitze gerade auf Tagung. Mit Klamm schicke ich Ihnen Information.« Er ist übrigens ein deutscher Muttersprachler.

Ich habe das Wort »Klamm« gegoogelt. Eine Klamm ist laut Wikipedia eine enge Schlucht im Gebirge mit überhängenden Felswänden. Ich warte heute noch darauf, dass der Mann mir mit dieser Klamm eine Information schickt. Vielleicht wirft er einen Zettel in die Schlucht, in der Hoffnung, dass die Botschaft als Mail bei mir ankommt. Kann ja sein. Wir verstehen schon länger nicht mehr, wie moderne Technik funktioniert. Vermutlich hat ihm aber auch nur die Schreibhilfe des Smartphones das Wort »im Anhang« durch »mit Klamm« ersetzt. Schreibhilfen wollen ja schlauer sein als wir.